

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 19 (1943-1944)
Heft: 7

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

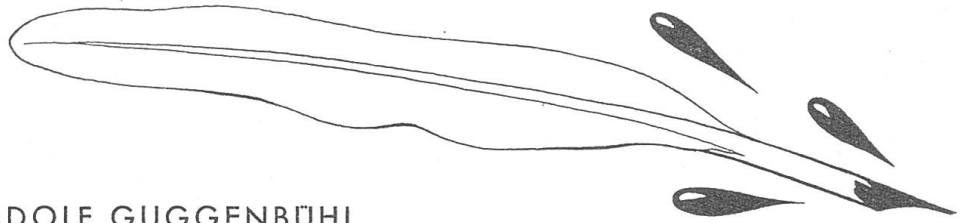
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RANDBEMERKUNGEN

VON ADOLF GUGGENBUHL



Ein paar Prominente der Modebranche und ein paar Außenseiter saßen anlässlich der Modewoche beim Mittagessen zusammen. «Es ist ein Elend», klagte die Directrice eines Modehauses, «wie hoffnungslos der Absatz der Abendkleider darniederliegt. Daran sind nicht die Damen schuld. Schon viele Kundinnen haben mir gesagt, sie würden gern öfters lange Kleider tragen, aber sie hätten einfach keine Gelegenheit, weil die Herren sich immer mehr weigern, den Smoking anzuziehen», worauf dann alle Anwesenden in den Jammer über die Bequemlichkeit und Formlosigkeit der Eidgenossen einstimmten.

Es hat einmal jemand gesagt, die sogenannten Praktiker seien nichts anderes als Theoretiker mit falschen Theorien. Mir scheint, das trifft auch für viele unserer Modefachleute zu. Nicht das Verhalten der Käufer, sondern das Festhalten der Modelleute an eingefleischten Vorurteilen hat dazu geführt, daß die Abendkleider der Frauen fast ganz von der Bildfläche verschwunden sind. Dadurch, daß man die Existenz des Abendkleides an diejenige des Smoking kettete, hat man dieses zum Untergang verurteilt.

Alle Werbeaktionen der interessierten Kreise werden den Smoking in unserm Lande nicht populär machen können. Der unüberwindliche Widerstand der schweizerischen Männerwelt gegen dieses an sich schöne und durchaus nicht unbequeme Kleidungsstück hat seinen Grund

nicht in einer besondern schweizerischen Neigung zum Sich-gehen-Lassen, sondern darin, daß der Smoking als Klassenuniform betrachtet wird. Seitdem aber die Auswirkungen der Überfremdung geringer geworden sind, kommt man in unserer Demokratie immer mehr dazu, alle modischen Sitten, die den Klassencharakter der Gesellschaft betonen, abzulehnen.

Genau aus dem gegenteiligen Grund ist der Smoking im Klassenstaat England so beliebt. Gerade weil der Mann aus dem Volke keinen Smoking besitzt, trägt ihn der Gentleman, das heißt in Praxis der Angehörige der finanziell besseren Kreise bis weit hinab in den Mittelstand bei jeder einigermaßen feierlichen Gelegenheit. Der Engländer scheut sich nicht, inmitten von Arbeitern in der Untergrundbahn im Smoking dazusitzen. Dem Schweizer wäre das peinlich. Schon der Gedanke, ein Kleidungsstück zu tragen, dessen Besitz für ganze Schichten grundsätzlich nicht in Frage kommt, ist ihm unangenehm.

Das Abendkleid der Frau aber, das heißt das lange Kleid für festliche Anlässe, widerspricht dem demokratischen Empfinden weniger. Es ist nicht das Privileg einer ganz bestimmten Schicht.

Die schweizerische Lösung besteht also darin, festzusetzen: Bei uns tragen bei festlichen Einladungen, Theateraufführungen usw. die Männer dunkle Kleider, die Frauen aber Abendkleider.

«Das geht doch unter keinen Umständen», meinte die Directrice, der ich diesen Vorschlag machte, «zum Abendkleid gehört einfach der Smoking. Daran gibt es nichts zu rütteln. Das ist überall in der Welt so, wo man auf Form hält, und wir würden uns lächerlich machen, wollten wir von diesem Grundsatz abweichen.»

Wieso in aller Welt würden wir uns lächerlich machen? Es steht doch nicht in den Sternen geschrieben, daß das, was in London oder Paris oder New York Sitte ist, auch unbedingt für uns Geltung haben muß. Unsere demokratische Kultur steht in tausend Dingen zur höfisch-aristokratischen Kultur, wie sie für die meisten Länder gilt, heute wie vor 600 Jahren in einem scharfen Gegensatz. Weil wir anders sind, weil unser Land einen andern gesellschaftlichen Aufbau hat, können wir die internationalen Umgangsformen und Moden nicht schlechthin übernehmen. Wir müssen sie modifizieren, damit sie zu uns passen.

Die ganze Smokingfrage ist aber nur ein Ausschnitt eines viel umfassenderen Problems.

Warum ist der Absatz der Frauenhüte zurückgegangen? Aus einem ähnlichen Grunde, nämlich, weil die Modebranche den Schweizer Frauen etwas aufzwingen will, was diese mehr oder weniger bewußt ablehnen. Die Modelle, welche die internationale Mode schafft, mögen zur «femme du monde oder demi-monde» passen. Dieses ausländische Hutideal entspricht aber nicht dem, was unsere Schweizer Frauen brauchen. Unsere Frauen, die selbst im Usego-Laden ihre Haferflocken und ihren Spinat einkaufen, brauchen auch modische Hüte, aber keine mondänen Hüte. Sie führen nicht das Leben einer großen Dame.

Im alten Baltikum durften nur die Frauen der deutschen Herrensicht Hüte tragen. Den Lettinnen und Litauerinnen waren Kopftücher vorgeschrieben. Der modische Hut, auf den unsere Modistinnen so stolz sind, hat auch jetzt noch

etwas von diesem Klassencharakter. Er ist ein Abgrenzungssymbol gegen die «Frauen aus dem Volk» und wird deshalb von vielen Schweizerinnen abgelehnt.

Natürlich, auch unsere Frauen wollen sich schön anziehen. Aber sie wollen nicht «Madamis» machen, nicht etwas scheinen, das sie nicht sind, ja das sie sogar ablehnen, die «femme du monde».

Nicht nur die Modistinnen, auch die Konfektionäre tragen, selbst wenn sie für das Inland arbeiten, diesen schweizerischen Gegebenheiten nicht Rechnung. Auch die Konfektion für die bescheidene Börse ist auf ein mondänes, unschweizerisches Modeideal zugeschnitten. Sie unterscheidet sich von der Haute-Couture nicht durch die Richtung, nur durch die Ausführung. So kommt es, daß überall in unsern Städten und Dörfern ein sehr großer Teil der Frauen in Modellen herumläuft, in denen sie wie verkleidet aussehen.

Wir haben es wirklich nicht nötig, uns in dieser Art zur Provinz zu degradieren, schlechte Imitation eines Lebensstiles zu leben, den wir nicht einmal im Original bewundern.

Mit all dem will ich nicht sagen, wir sollten zu den Trachten zurückkehren. Das modische Kleid hat durchaus seine Berechtigung, aber die internationale Mode muß, wie alles, was nicht bei uns entstanden ist, organisch umgestaltet, assimiliert werden.

Ich habe, im Gegensatz zu vielen Leuten, von den schöpferischen Fähigkeiten der Schweiz eine sehr hohe Meinung, und gerade die Modewochen haben gezeigt, daß auch auf diesem Gebiete bei uns viel größere Begabungen da sind, als die Leute, die ständig den Ausdruck «amüsisches Völklein» im Munde führen, wahrhaben wollen. Diesen schöpferischen Talenten wäre es, wenn sie einmal ihre Vorurteile ablegen könnten, ein leichtes, die schweizerische Nuance in der Mode zu schaffen, die wir brauchen.

* * *

Tränen schaffen volle Häuser. Der neue Film « Marie-Louise », der den Aufenthalt eines Franzosenkindes in der Schweiz darstellt, wird deshalb zweifellos zu einem ausgezeichneten Geschäft werden. Die Präsenz hat aber diesen Erfolg verdient, und auch das Publikum braucht sich seiner Rührung durchaus nicht zu schämen. Sie entspringt einem tiefem Gefühl als bloßer Sentimentalität. Der Funke des edlen Mitleids, der in jedem Herzen verborgen ist, wird zur hellen Flamme angefacht.

Der polternde Fabrikant Rüegg und der etwas pedantische Lehrer Bänninger sind alles andere als Filmhelden im üblichen Sinne, und trotzdem werden sie wahrscheinlich von vielen beneidet. Sie dürfen etwas tun, was den meisten Schweizern versagt ist, nämlich ihren Helferwillen in die Tat umsetzen.

Dem Schweizer Volk ist es in diesem Krieg gegangen wie manchen Frauen, die bereit wären, einen Mann und Kinder ihrer überströmenden Liebe teilhaftig werden zu lassen, denen aber ein widriges Schicksal die Ehe versagt.

Natürlich gibt es auch bei uns hartherzige Egoisten, die über die 25 Millionen, die uns die 70 000 Flüchtlinge bis jetzt gekostet haben, jammern und die nach der Devise: « Sälber ässe macht feiß » ausrechnen, daß wir ohne die fremden Gäste soundso viel Gramm Butter, Fleisch und Zucker mehr essen könnten. Die Mehrzahl brennt aber geradezu darauf, tätigen Anteil an dem Leid unserer unglücklichen Mitmenschen nehmen zu

können, den Verfemten, Gehetzten das zu geben, was sie ebenso nötig haben wie Kleider und Kalorien, nämlich mitfühlende Liebe. Aber nur ganz wenigen war es vergönnt, diesem Impuls zu folgen. Der Staat hat mit kalter Hand eingegriffen und zwischen uns und den Kriegsoptionen Wände aufgerichtet, die zwar nur aus Papier bestehen, aber deshalb nicht weniger schwer zu überwinden sind. Es ist nicht mehr wie zur Zeit Bourbakis, ja nicht einmal mehr wie zur Zeit des letzten Weltkrieges, wo sich die persönliche Liebestätigkeit ohne Schwierigkeiten auswirken konnte. Heute sind die, welche helfen wollen, und die, welche der Hilfe bedürfen, durch zahllose bürokratische Schranken getrennt.

Zweifellos sind die meisten dieser « Regelungen » nötig, und die Behörden, die mit ihrer Durchführung betraut sind, tun im allgemeinen ihre Pflicht nach bestem Wissen und Gewissen. Aber es bleibt doch tragisch, daß die einzigartige Gelegenheit zum barmherzigen Samaritertum infolge all dieser Umstände nur zum kleinsten Teile ausgenutzt werden konnte. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, unsere Behörden wären etwas weniger ängstlich, weniger ordnungsliebend gewesen. Es ist auch jetzt noch zu hoffen, daß die starre Organisation wenigstens in der Zukunft etwas gelockert wird. Noch ist es nicht zu spät, denn der Schluß des Krieges wird ja noch lange nicht das Ende der Not in Europa bedeuten.

* * *

Die Einführung der Zensur war ein notwendiges Übel. Wir standen und stehen für sie ein, solange sie zur Bewahrung unserer Neutralität unerläßlich ist. Aber heute schon müssen wir uns dafür einsetzen, daß sie keinen Tag länger als unbedingt notwendig beibehalten wird.

Die Herausgeber des Schweizer-Spiegels.

Wie man weiß, kommt die übliche Feld-, Wald- und Wiesendissertation so zustande, daß man aus dem Extrakt von zehn Büchern ein elftes macht. Diese Publikationen sind deshalb im allgemeinen so langweilig, daß der Korrektor in der Buchdruckerei der einzige Mensch ist, der sie von A bis Z liest, der begutachtende Professor nicht ausgenommen.

Es gibt aber gelegentlich Ausnahmen. So ist mir zufällig eine national-ökonomische Dissertation von Hans Steingger in die Hände gekommen, die trotz des trockenen Titels: «Die wirtschaftliche und soziale Stellung des landwirtschaftlichen Arbeiters in der Schweiz» und trotz der vielen Tabellen erschütternd wirkt. Wir erfahren darin, daß von rund 60 000 Bauernknechten in der Schweiz die meisten in wirtschaftlichen Verhältnissen leben, die unserer Demokratie unwürdig sind. Sie verdienen nicht genug, um heiraten zu können. So kommt es, daß von 100 Bauernknechten im Alter von 30 bis 49 Jahren nur 22 verheiratet sind, während von 100 dieser Altersklasse angehörenden Bauhandlangern 69, von 100 Bauern 75 eine eigene Familie besitzen.

Ein Bauernknecht kann im allgemeinen nur heiraten, wenn er den Beruf wechselt. Die Aussichten, die für den Melker, Karrer und den Knecht bestehen, zum selbständigen Pächter und Bauer aufsteigen zu können, sind aber nur gering, denn aus dem kleinen Lohn kann er natürlich nicht die nötigen Mittel ersparen. Der einzige Ausweg aus dieser hoffnungslosen Lage besteht also für den Bauernknecht darin, daß er der Landwirtschaft den Rücken zuwendet, und gerade dieser Weg ist ihm gegenwärtig versperrt.

Auf Grund seiner außerordentlichen Vollmachten hat nämlich der Bundesrat verfügt:

- « 1. Die gegenwärtig in der Landwirtschaft tätigen arbeitsdienstpflchtigen Personen sind aufgeboten und haben den Arbeitsdienst in der bisherigen Stellung zu leisten.

2. Ihr Arbeitsverhältnis kann nur durch die zuständige Arbeitseinsatzstelle aufgelöst werden. Die Kündigung aus wichtigen Gründen bleibt vorbehalten.
3. Die in Abs. 1 erwähnten Personen können von der zuständigen Arbeitseinsatzstelle in einen andern landwirtschaftlichen Betrieb versetzt werden. »

Solang also dieser Beschluß in Kraft ist, ist einem Bauernknecht in der Schweiz der Berufswechsel und damit das Heiraten verunmöglicht.

Ich verstehe nicht genug von Volkswirtschaft, um mir ein Urteil über die Notwendigkeit dieser Verordnung bilden zu können. Sei dem aber wie ihm wolle, das tiefste Gefühl sträubt sich in mir dagegen, daß ein Teil unserer Miteidgenossen dermaßen entrechtet wird.

* * *

«Die Eingebornen-Kinder in den Philippinen waren außerordentlich fleißig. Es passierte schlechterdings nicht, daß ein Schüler seine Aufgaben nicht machte. Leider fehlte es an genügend Schulen, und es war ergreifend zu sehen, wie die Kinder vor den Schulhäusern Schlangen standen in der Hoffnung, irgendeiner der eingeschriebenen Schüler könnte nicht erscheinen, und ein anderer hätte deshalb die Möglichkeit, seinen Platz einzunehmen.»

Aus den Erinnerungen des amerikanischen Arztes Victor Heiser.

Unsere Großväter wußten aus ihrer Jugend von einem ähnlichen Lerneifer auch in der Schweiz zu erzählen, wo wissensdurstige Knaben freiwillig bei jedem Wetter die Mühsal eines vielstündigen Schulweges auf sich nahmen, um die neu eröffneten Sekundarschulen besuchen zu können.

Das Obligatorium und die Stoffüberfütterung, zu der die öffentliche Meinung unsere Schule gezwungen hat, haben hier allerdings gründlichen Wandel geschaffen.